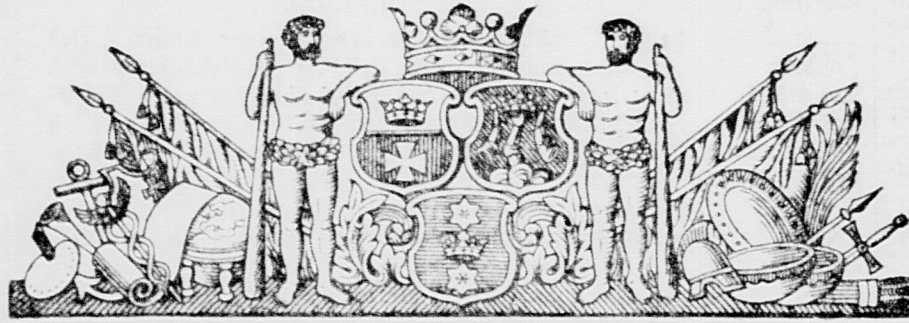


Königsberger Hartung'sche Zeitung.

Die „Königsberger Hartung'sche Zeitung“ erscheint täglich in einer Abend- und einer Morgenausgabe, uns einmal wöchentlich zwölf Mal — Bezugspreis für Königsberg: Vierteljährlich 3 Mark, frei Haus 3,50 Mark; monatlich 1 Mark, frei Haus 1,20 Mark. — Bei der Post: Vierteljährlich 3,75 Mark, monatlich 1,25 Mark (ohne Postgeld). Fernsprechnummern: Redaktion 1011, Expedition und Verlag 36, Buchdruckerei 3307; Chefredaktion und Direktion 5.



Gründungsjahr der Hartung'schen Druckerei (weiland Reuher): 1640.

Anzeigen werden in der Expedition Münchenhofstraße 2, sowie in allen Annoncenbüros hier und auswärts entgegengenommen und kosten für die einseitige Zeitspaltel oder deren Raum 20 Pfg., für Inserenten außerhalb der Provinz Ostpreußen 30 Pfg. (Arbeitsmarkt und Wohnungsanzeiger 15 Pfg.) Reklamen 75 Pfg. Das Beleg-Exemplar kostet 10 Pfg. Fernsprechnummern: Redaktion 1011, Expedition und Verlag 36, Buchdruckerei 3307; Chefredaktion und Direktion 5.

Preisauschreiben.

Die „Königsberger Hartung'sche Zeitung“ setzt hiermit einen **Preis von tausend Mark auf einen ostpreussischen Roman.**

Die Veröffentlichung soll am 1. Januar 1915 in der „Hartung'schen Zeitung“ beginnen. Die Verfasser sind gebeten, ihre Arbeiten bis zum 1. Dezember 1914 an die Redaktion gelangen zu lassen.

Die Handlung des Romans soll womöglich Königsberg zum Mittelpunkt haben, jedenfalls unsere ostpreussische Heimat zum Schauplatz.

Bedorugt wird ein Roman aus dem Gegenwartslieben. Indessen sind auch geschichtliche Stoffe nicht ausgeschlossen. Bedingung ist, daß die Arbeit zum erstenmal erscheint.

Die Auswahl unter den Werken, die am Wettbewerb teilnehmen, wird durch ein Preisgericht vollzogen, bestehend aus der Redaktion der „Hartung'schen Zeitung“, die sich dabei auf Mithilfe und Rat namhafter ostpreussischer Schriftsteller stützen wird.

Der „Hartung'schen Zeitung“ bleibt das Recht vorbehalten, auch einzelne der nicht preisgekrönten Arbeiten zur Veröffentlichung zu erwerben.

Alle näheren Festsetzungen des Preisauschreibens werden am 1. Januar 1914 bekanntgegeben.

Wir wünschen, daß unsere Anregung sich dem heimischen Schrifttum förderlich erweise, und daß dabei zugleich unser Leserkreis den literarischen Gewinn finden möchte, den man sich von der Pflege bodenständiger Eigenart versprechen darf.

Wir hoffen, daß es an geeigneten Werken nicht fehlen wird, und bemessen den Zeitraum zwischen dieser unserer Aufforderung und der Veröffentlichung überdies auf ein volles Jahr, damit auch die Beteiligung von neuen Autoren ermöglicht wird, die durch die Gelegenheit erst zur Verwirklichung vielleicht schon vorhandener Pläne veranlaßt werden.

Königsberg, vor Weihnachten 1913.

Die Königsberger Hartung'sche Zeitung.

Zabern-Bilanz.

Nicht minder als die Novemberdebatten von 1908 werden die Reichstagsverhandlungen der letzten beiden Wochen dauernd im Gedächtnis haften bleiben. Wie damals stand das politische Barometer auf Sturm, und wie damals war dieser ominöse Barometerstand hervorgerufen durch schwere Fehler der Regierenden. In den Novembertagen von 1908 handelte es sich um die Frage des persönlichen Regiments, diesmal um die Frage: Militärvorherrschaft oder Rechtsstaat. In beiden Fällen lag es dem Reichstag und der Öffentlichkeit ob, mit Entschlossenheit für unsere verfassungsrechtlichen Zustände, für die konstitutionellen Grundlagen unseres Staatswesens einzutreten. Eben weil auch der Fall Zabern, dank der Zaudertaktik und mangelnden Entschlußkraft der maßgebenden Regierungsstellen, diesen hochpolitischen Anstrich bekommen hatte, deshalb schlug die leidige, im Anbegriff so überaus belanglose Angelegenheit in der öffentlichen Erörterung und vor allem in den Interpellationsdebatten vom 3. und 4. Dezember so hochgehende Wellen. Wie der rote Faden durch die Schiffs-taue der britischen Kriegsmarine, hat sich die parlamentarische Erörterung der Affäre auch noch durch die ganze erste Lesung des Etats gezogen, bis zu dem Augenblick hin, da der Reichstag, am Schluß der Etatsberatung, seine Weihnachtspause eintreten ließ. Ein Beweis dafür, in welchem Grade der Fall Zabern — in seiner staats- und verfassungsrechtlichen Bedeutung — die politische Stimmung und die Situation beherrscht hat! Trotz der erschlaffenden Behandlung indes, die er gefunden: — einer abschließenden Lösung ist er nicht teilhaftig geworden, und die Frage nach einer angemessenen Sühne der vorgekommenen Rechts- und Gesetzesverletzungen (auch der Herr Reichskanzler hat ja schließlich gewisse Gesetzesverletzungen zugegeben) bleibt über die politische Weihnachtspause hinaus offen.

Man wird nun freilich in keiner Weise die fernere politische Arbeit einzeln und allein unter den Gesichtswinkel „Zabern“ rücken dürfen. Aber die Regierung wird in praxi zu zeigen haben, daß sie aus der beklagenswerten Entwicklung der Angelegenheit mehr gelernt hat, als sie bisher einräumen für gut fand. Das bleibt, wenn man die Zabern-Bilanz zieht, gleichsam die Forderung des Tages!

Reichstags-Fazit.

Bewegter als sonst ist die große Generalansprache zur ersten Etatslesung in diesem Jahre verlaufen. Gerade die Tatsache, daß ein politischer Vorgang sich in wenigen Tagen zu einer großen politischen Sensation und zu schweren innerpolitischen Erschütterungen auszuweiten konnte, ist wohl der Beweis dafür, wie unzureichend wir regiert werden. Der Reichskanzler hat eben die Tragweite des Falles v. Forstner nicht erkannt und nicht den tieferen Sinn des Protestes der Volksvertretung zu erkennen vermocht. Er hat in seiner letzten Rede das Mißbilligungsvotum des Reichstages als politisches Urteil dafür bezeichnet, daß Recht und Gesetz unter allen Umständen gewahrt werden müßten, und er hat gleichzeitig zugegeben, daß ein Reichskanzler, der diesen Satz nicht anerkenne, von seinem Plaze müßte.

Szenen war sehr tüchtig. Sonst aber suchte die Agie die Satire auf das Selbstherrschertum, die ja für uns ganz aktuell wäre, noch zu ironisieren. Und zwei Negative heben sich auf. Bei diesen alten Operetten, das heißt alt, du lieber Gott, das Werk erschien 1885 — also besser bei diesen guten Operetten, die noch musikalische Werte, nicht geboipie Varietenummern enthalten, liegt eben der Schwerpunkt in der Musik. Der Text muß möglichst eingeschränkt werden. Durch Ballenbergs Clownereien ging leider manches Herrliche dieser Partitur des größten englischen Lieddichters verloren. Was die acht, freilich ausgenäht schönen matten Weine mit daranhängenden Girk auf der Bühne eigentlich zu tun hatten, ist so recht niemand klar geworden. Das sind Mätzchen. Und die Fußbeteuerung bei Mi-l-a-do war viel netter, als die Zerlegung in Mi-l-a-do mit Klöpfen auf die erreichbaren Körperteile (dabei auf dem Bettel auch typische Neubearbeitung). Wobei vorauszusetzen, daß Ballenberg Mi-l-a-do sagen würde. Was auch eintraf. D. Guttman.

Kunst und Wissenschaft.

C. K. Richard Strauß' „Rosenkavalier“ und die New Yorker Kritik. Die bereits gemeldete Aufführung des „Rosenkavaliers“ in New York an der Metropolitan Oper war ein gesellschaftliches Ereignis ersten Ranges, bei dem die reichsten Leute versammelt waren und die von Juwelen und Brillanten strahlenden Logen das sprichwörtliche „diamantene Gehäuse“ darstellten. Die Einnahme des Abends betrug 50 000 Mark, ein Erkerstertig kostete 40 Mark. Weniger unbefritten als der gesellschaftliche Erfolg ist der Erfolg des Werkes bei der Kritik. Die Musikrezensenten der New Yorker Blätter sind fast sämtlich der Ansicht, daß Strauß sich hier von seiner besten und von seiner schlechtesten Seite zeige: Melodische Schönheit und Anmut in vielen Einzelheiten, untermengt mit sinnlosen und jaden Sachen. Die Symmetrie fehlte selber ganzlich. Charles Henry Welcher, der in der New Yorker Musikkritik eine gewisse Autorität, besonders in Fragen der großen Oper, besitzt, sagt hauptsächlich über die Unmoral des Textes. Er erinnerte sich kaum, je etwas so Arvooles gehört zu haben, wie die Charakteristik der Hauptpersonen des „Rosenkavaliers“ erkennen läßt. Die dumpfen und gewagten Einfälle seines Librettisten habe dann Strauß zum Anlaß seiner Musik genommen, die mehr reine Melodie enthalte, als irgend eine seiner früheren Werke. In der Partitur seien wunderwolle Schönheiten, so besonders die Einleitung des letzten Aktes. Manche der Wäzzer würden unzweifelhaft in Amerika populär werden.

Neue Bühnenwerke. Ein modernes Jubiläum. Wenn Menschen richten“ in zur Aufführung von dem Deutschen Theater in Köln angenommen worden. Der Autor, der ein bekannter Berliner Anwalt ist, schreibt unter dem Pseudonym Karl Landegg.

Die Fähigkeit zu bewundern und zu lieben muß als ein Zeichen und das Maß hochstehender Seelen betrachtet werden; wenn sie nicht von der Weisheit geleitet wird, so führt sie zu manchem Ubel; aber ohne sie kann nichts Gutes bestehen. Thomas Carlyle.

Operetten.

Berlin, Dezember 1913.

Es sind in dem Arbeiten der zeitgenössischen Operettenlibrettisten beinahe Serien zu unterscheiden. Der eine arbeitet nur in „Madeln“, also z. B. „das süße Madel“, das bittre, das saure, das gefasene; Abart davon: das rote das grüne, das ultraviolette. Ein anderer hat's mit den Witwen. „die lustige“, die traurige, die blaßgelbe, die frankfurter. Ein dritter nimmt seiner Phantasie standesgemäß nur — Königin — Prinzessin — Gräfin. Ein vierter sagt schlankweg „Frau“. Ein fünfter — doch genügt, sie sind ja bald ganz vorbei. — Die Verfasser der neuen Operette in Montis Theater halten es mal wieder mit der „Gattin“, als welche in vorliegendem Falle „Ideal“ ist. Von dem Plagiat mit Hulda war schon überall die Rede, es ist allerdings ungeschicklich deutlich. Aber immerhin, Hulda verhält sich zu Prammer und Grünwald, wie sie heißen, etwa wie Wedekind zu Eskar Blumenthal. Und damit geben wir zur Musik über. Seit langem wird gegen die Schätzung, welche die Gloriate des Fall, Lehar, Gilbert (Winterfeldt) genießen hier und anderwärts gekämpft. Der Haß gegen diese Musikpflanzmaschinen springt nicht ihrer Bedeutung, nur ihrer Bedeutung beim Publikum. Sie haben die Theater, vor allem die Opern in der Provinz ruinieren, indem sie den Geschmack aufs unangenehmste trivialisieren, den Leuten beinahe völlig jeden Sinn für gute Musik nehmen und dem Kino den Weg bereiten, welches das Zerstücklungswerk nun vollendet und die Theater endgültig vernichten wird. Sammel hilf! — Ich erkläre mich außerstande, auch nur eine Note in der „Idealen Gattin“ Lehars ernst zu nehmen. Es ist die Polka gewordene, rhytmische, Impotenz, die sich da breit macht. Besonders dieses Suchen und Nichtfinden des „Schilgers“ läßt peinlich. Gibt es gar keine unbekannt Partituren mehr zum Ausschreiben? Die Textdichter haben sich doch auch nicht geniert. Ein Bekannter beklagte sich, daß in dem Stücke der Komiker fehle. Dafür wäre doch eben die Musik da, erwiderte ich. Man nehme folgendes: Anfang des dritten Aktes, der Beleuchter schaltet die Abendstimmung ein, eine Flöt' tritt durch das Dunkel des Partetts, Cellos können quintenhaft. Da — Vor-

bang; ein Fräulein sieht am Meere und sint ihre Gefühle gegen den Hinterkopf. Nicht genug. Chor hinter der Szene, Stimmung klüß. In dieser Art. — Die Darstellung war nicht so flüßig wie sonst, manchmal auch durch Schuld des dirigierenden Verfassers der Müß der auf stotte Temp; nicht einging, weil seine Miße anders empfand. Die lustigen Tausendmarksteine flogen ihm ordentlich aus dem Rockärmel. Entzückend war die geborgte Massara in der Titelrolle. Sonst Durchschnitt. Sie verliert selbst nichts an Grazie, wenn sie den eingelegten Tango (der Komponist ist eben modern) tanzt, diese salonfähig gemachte gemüllerte Erotik.

Das Münchener Künstlertheater hatte mit dem „lachenden Dreieck“ einen glatten Durchfall zu verzeichnen. Der einzige Witz des Stückes ist der Titel. Es gibt in ganz Berlin, den Verfasser unbeseligen mit eingeschlossen, keinen Menschen, der weiß, warum das Ding so heißt. „Der getretene Leichdorn“ oder „Der Apostel Paulus“ hätten gleiche Verwertung gehabt. Das einzig Originelle des Stückes ist, daß es gar nicht anfängt; obgleich es bis 11 dauert. Und die Musik. Dieses Mal heißt er Ralph Benson. Güßlicher Name, wirklich schöner Name, würde Ballenberg sagen. Mit solchem Namen schreibt man eben, so ein Vorname verpflichtet einfach. Entzückend ist der Mißbrauch, den Herr Ralph mit der gestopften Trompete treibt. Es ist ein fortgesetztes Amdergeschrei. Was würde man zu einem Koch sagen, der einem gestohlenen Paprika mit Senfsauce Pfeffergurken und Grüneberger als Mahlzeit vorlegt. So, liebe Hausfrau, meine Gefühle bei Ralphs gestopfter Trompete. Zuerst lachte ich noch, der lachende Dreieck wäre vielleicht der Libretist, der Ralph und der Direktor. Aber da die Operette nach wem's Tagen vom Revertoire verschwand, obgleich ihre weiblich prachtvolle Ausstattung ein Sündengeld gekostet, hat sich wohl dieses Lachen verwandelt. Vorliegende nicht erklärbare Trippel entente wuch einem richtig gehenden Selbstherrlicher aus dem feinen Dien. „Der Mi-l-a-do“ von Sullivan trat die Regierung an. Oder sollte es wennstens. Es wurde aber wieder nur ein Ballenbergabend, und zwar insofern ein mißlungener, als dieser schmerzschneidende Schneider, der im Stücke selbst kein Blut sehen kann, die Operette als solche faktisch abamurkte und totspielte. Der Fall ist ja nicht so ernst. Nur hat man bei Ballenberg das Gefühl, als ob man dauernd gefügelt würde. Das erregt zunächst vom Stuhl wühlende Heiterkeit, hernach aber fortpelliches Unbehagen. Es fehlt ein Regisseur, der diesem wirklich komischen Komiker etwas sagt oder von dem er sich etwas sagen läßt. Er ruiniert mit seinen nicht aufhörenden Extempores nicht bloß das Stück; das schadet ja nichts, denn es bleibt gottvoll wie es eben ist. Aber es ruiniert auch die Direktion und das Theater. Die Ausstattung auf einer etwas zu abendlich stilisierten japanischen Bühne mit Vorbau für wichtigere

